

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tobias Hüls Witt

Saga

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

GODO

Wir meldeten uns bei einem Zeichenkurs in Trier an, und während ich das Formular und die Überweisung ausfüllte, rätselte ich, warum es Zeichenkurs und nicht Zeichnenkurs hieß, denn schließlich wollten wir Zeichnen lernen, nicht Zeichen. Ich überlegte, welche Art von Zeichen man in einem Zeichenkurs lernen könnte. Man könnte die Zeichen der Gebärdensprache für Gehörlose lernen. Man könnte chinesische Schriftzeichen lernen, man könnte lernen, die Zeichen der Zeit zu erkennen, worin immer diese bestehen mögen, oder die Zeichen, die uns andere Menschen unbewußt mit dem Körper geben und die für uns Glück oder Unglück bedeuten. Wahrscheinlich überlegte ich viel zu lange, während ich das Formular ausfüllen sollte, denn plötzlich sagte meine dritte große Liebe »Guten Morgen« zu mir, obwohl längst nicht mehr Morgen war. Ich beeilte mich, Formular und Überweisung zu Ende auszufüllen, unterschrieb und reichte sie meiner dritten großen Liebe. Die steckte sie zusammen mit ihrem Formular in einen Umschlag, auf dem Adresse und Briefmarke schon warteten, klebte ihn zu, legte ihn vor sich auf den Tisch, sah mich an und sagte: »So, mein Lieber, das wäre ja gelacht, wenn wir nicht endlich mal wirklich zusammen wohin fahren würden.«

Am nächsten Tag las Max Goldt in der Uni. Ich ging hin und erlebte ihn. Er trug ein modisches Bärtchen und

erklärte, er sei professionelle Mikrofonanlagen gewohnt, aber das hier in dem Hörsaal in der Universität sei alles andere als eine professionelle Mikrofonanlage, ich weiß nicht, ob er, während er das sagte, Mikrofon mit ph dachte oder mit f. Er wartete eine Weile, ob jemand die Mikrofonanlage in Schuß bringen würde, und als es niemand tat, verzichtete er auf das Mikrofon. Man mußte die Ohren aufsperrern, was nicht schlimm war, denn man konnte ihn gut verstehen. Ich dachte, man würde vermutlich die meisten Menschen auch ohne Mikrofon gut verstehen, nur ist das Gehör nie sensibilisiert worden für die feineren Schwingungen, weil von Kindheit an immer durch Mikrophone, Verstärker und Lautsprecher zu uns gesprochen wird. Dann fiel mir der Doppelsinn von »verstehen« auf, und ich fragte mich, ob ich Max Goldt wirklich verstand und ob er mich verstünde, wenn er wüßte, daß es mich gibt, und ob ich andere Leute wirklich verstand. Philipp 'zum Beispiel, der auf einem der Holzsitze des Unihörsaals neben mir saß, oder Jasmin, die neben Philipp saß, oder Jürgen, der neben Jasmin saß. Bei Jürgen war ich mir ziemlich sicher, daß ich ihn überhaupt nicht verstand.

Nach der Lesung schlenderte ich mit Philipp und Jasmin zum Ausgang der Uni, während Jürgen versuchte, Max Goldt backstage zu treffen und ihm ein Gedicht vorzulesen, das er ihm zu Ehren geschrieben hatte. Ich überflog die Ausgänge an den Schwarzen Brettern, und Philipp, der sehr groß ist, beugte sich über mich und lachte und fragte mit kräftiger und lauter Stimme: »Na, Tobi, wie fandest du ihn? Wie fandest du die Sache mit dem Herbst?« Ich konnte mich an die Sache mit dem Herbst nicht erinnern, und mir

fiel auf, daß mir schwindlig war und ich Kopfschmerzen hatte und mich bewegte, als liefe ich durch dickes Wasser, und daß ich mich an gar keine Stelle erinnern konnte. Mir wurde klar, daß ich mich lieber mit Jasmin unterhalten sollte, die sich nicht wirklich für Literatur interessiert und sich bestimmt auch an keine Stelle erinnerte. Doch bevor mir etwas einfiel, das ich zu Jasmin hätte sagen können, blieb mein Blick an einem Aushang hängen, auf dem groß und schwarz das Wort »Zen« geschrieben stand.

Ich hatte gerade ein Buch mit dem Titel »Vom Geist des Zen« gelesen. Es stammt von Alan Watts, und alles, was er darin schreibt, beeindruckte mich sehr. Es standen Sätze darin wie: »Wenn man einen Augenblick zaudert, um zu philosophieren und darüber nachzudenken, so gleitet das Leben vorbei, und die Wirklichkeit des Augenblicks ist verpaßt« oder »Der Mensch muß entweder die Welt aufgeben, um sich von ihr zu befreien, oder muß von ihr zerrieben werden, aber das eine wie das andere käme dem Selbstmord gleich. Welchen Zweck soll es haben, wenn man die Welt aufgibt? Und was ist gewonnen, wenn wir uns von ihr zerreiben lassen?« oder »Der einzige Unterschied zwischen einem Buddha und einem gewöhnlichen Menschen ist, daß der eine sich über sein Wesen klar ist, der andere nicht.« Es war ganz leicht gewesen zu entscheiden, ob ich ein Buddha oder ein gewöhnlicher Mensch war. Genauso leicht war es zu entscheiden, was von beidem ich sein wollte, und nun stand ich da und las von zehn Tagen Zen-Meditation, die in Belgien stattfinden sollten, wer weiß warum. Ich sah auf das Datum und bemerkte, daß es sich mit dem Beginn unseres Zeichenkurses in Trier deckte, von dem ich noch immer

nicht wußte, weshalb er Zeichenkurs und nicht Zeichnenkurs hieß. Ich buchte mein Geld zurück und fuhr nach Belgien.

Auf den Wiesen links und rechts der belgischen Autobahnen standen belgische Rinder. Sie sahen so prall und saftig aus, daß ich am liebsten anhalten und aussteigen und hinrennen und sofort in sie hineinbeißen wollte. Natürlich hielten wir nicht an, sondern die beiden Zenmönche, die mich in ihrem Auto mitnahmen, fuhren ohne Halt bis zu dem alten Landschloß, in dem das Seminar gehalten werden sollte. Die Zenmönche nannten das Seminar »Sesshin«, was man »Seschin« ausspricht und was mich an eine »Session« denken ließ, die man »ßeschn« ausspricht, an eine Blues- oder Rock- oder Funk-Session, auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob es das gibt, Rock- und Funksessions. Der Unterschied war, daß man sich zum Sesshin nicht traf, um Geräusche zu produzieren, sondern Stille. Manchmal, erklärten mir die Mönche, mit denen ich gekommen war, gelinge die Stille sehr gut. Dann würden alle, die in dem Raum, den sie »Dojo« nannten, was man »Doscho« ausspricht mit zwei langen Os und stimmhaftem Sch wie in Genie oder Journal, saßen und meditierten, von der allgemeinen Konzentration, die im Dojo entstehe, erfäßt. Bei allen, die sie erfasse, steigere sie die persönliche Konzentration. Die persönliche Konzentration wirke zurück auf den Raum und steigere wiederum die allgemeine Konzentration. »Und schließlich«, sagte der eine Mönch, der Tom hieß und unter seinem kahlgeschorenen Haupt einen Bart trug, »und schließlich übertrifft sie alles, was du bisher an Konzentration erlebt hast.« »Auch die, die man durch Mate-Tee mit Traubenzucker

erlangt?« fragte ich, weil mir einfiel, daß ich das einmal empfohlen bekommen hatte von Jürgen, der immer Mate-Tee mit Traubenzucker trinkt, bevor er sich hinsetzt und Gedichte schreibt. Ich hatte es eine Weile ausprobiert, es wirkte sehr gut, aber irgendwann hörte ich auf, Mate-Tee mit Traubenzucker zu trinken, weil ich es eines Tages einfach vergaß. »Selbst die übertrifft sie«, sagte Tom, »selbst die. Und zwar bei weitem.«

In dem Moment, in dem das Auto auf den geschotterten Innenhof des Schlosses fuhr und wir ausstiegen, begann ich zu zittern, ich weiß nicht, ob vor Angst oder vor Erschöpfung oder vielleicht sogar vor Freude. Ich zitterte nämlich wie ein Hund, der im Wald einem Reh nachgerannt und verlorengegangen oder an der Autobahn ausgesetzt worden und ein paar Tage später plötzlich wieder zu Hause ist. Ich zitterte vier Tage lang, bis vor zwanzig Minuten, als wir uns zum Siebzehnuhr-»Zazen«, was man »Sasenn« spricht, im Dojo auf unsere »Zafus«, die die Kissen sind und die man »Safus« ausspricht, setzten, und der Godo die Klangschale schlug. Der Godo, das ist der Meister. Und als der Godo die Klangschale schlug, da hörte ich plötzlich mit dem Zittern auf.

Ich sitze da wie ein Stein. »Die Gedanken sind Wolken, die vorüberziehen«, lehrt der Godo. Meine ziehen nicht vorüber. Sie sammeln sich und fangen an zu regnen, so sehr, daß ich glaube, sie regnen alles aus, was mir jemals im Leben begegnet ist. Daß es wie Regen ist, sage ich, weil ich merke, wie mir die Tropfen das Gesicht runterlaufen. Ich werde gleich schluchzen und richtig laut weinen, aber man soll still sein im Dojo, man soll auch nicht aufstehen und rausgehen,

nur im äußersten Notfall, und ich, ich bin doch kein äußerster Notfall. »Gebt alles«, sagt der Godo, »gebt alles auf während Zazen, gebt euch vollkommen hin.« Ich versuche so sehr ich kann, mich vollkommen hinzugeben, aber man soll auch nichts wollen, empfiehlt der Godo, denn wollen führt zu Verkrampfung. »Und Verkrampfte«, sagt er, »sind noch selten erleuchtet worden, obwohl die Erleuchtung natürlich in jedem Augenblick eintreten kann, selbst in Augenblicken der Verkrampfung, denn Augenblicke der Verkrampfung sind Augenblicke des Leidens, und auch Leiden, wenn es mit Aufmerksamkeit erfahren wird, kann zur Erleuchtung führen.«

Ich komme nicht dazu, zu überlegen, ob ich das richtig verstehe, denn meine Knie schmerzen unglaublich, weil ich in meinem bisherigen Leben keinen einzigen Lotussitz gemacht habe, und nun mache ich seit vier Tagen Lotussitze, acht Stück pro Tag, mein Genick will zerreißen, und ich habe das Bedürfnis, mit dem Kopf gegen die weiße Wand zu fallen, vor der ich seit vier Tagen sitze. Ich weiß, daß ich sterben werde. Es ist keine Frage der Zeit, der Tod ist einfach sehr nah, und ich glaube, daß ich gleich umkippen werde. Schwer zu sagen, wie ich das überlebe, aber plötzlich ist eine halbe Stunde um, ich höre die Klangschale, und alle erheben sich.

Ich stütze mich an der Wand ab, weil meine Beine eingeschlafen sind, und warte, bis sie sich erholt haben. Dann reihe ich mich ein und schreite mit den anderen im Rhythmus des Atems über die Bastmatten durchs Dojo, die Arme angewinkelt und die Hände vorm Solarplexus. Ich höre nur das Rascheln der schwarzen Kimonos, die alle tragen, und das Atmen und die leisen, schnellen Schritte des Godos, der

durch die Reihen huscht und hier und da die Haltung der Meditierenden korrigiert, indem er mit den Fingerspitzen ihr Kinn zurück und die Ellbogen weiter nach unten drückt oder ihnen die Hand in den Rücken legt, damit sie ihn besser strecken. Als er in meine Nähe kommt, spüre ich einen enormen Druck hinterm Brustbein, ich denke, ich bekomme einen Herzinfarkt, was mich nicht wirklich wundert, obwohl ich noch zu jung dafür bin, aber mein Herz war nie wirklich gut. Er schaut mir kurz ins Gesicht und an mir herunter. Ich habe irrsinnige Angst vor seinen Augen. Ich glaube, daß er nach diesem Blick alles weiß, was es von mir zu wissen gibt. Als er weitergeht und wieder die Klangschale schlägt und wir alle an unsere Plätze zurückkehren, um uns wieder auf die Zafus zu setzen, erinnere ich mich, daß ich als Kind Angst vor Pferden hatte, weil ich dachte, sie bräuchten mich nur einmal anzusehen mit ihren großen braunen Augen, und schon wüßten sie alles, was es von mir zu wissen gäbe: Daß ich jeden Sommer eine Armbanduhr verlor und deshalb von meinen Eltern keine mehr bekam. Daß mein Bruder behauptete, ich habe zwei linke Hände, und das einzige, was ich wirklich beherrsche, sei Fahrräder kaputtreparieren. Daß ich glaubte, hinter den Spiegeln in den Toiletten und Badezimmern seien Kameras eingebaut, mit denen mich nicht meine Eltern oder der Pfarrer oder der Geheimdienst beobachteten, sondern meine Klassenkameradinnen, wer weiß, warum gerade sie. Und daß ich beim Onanieren, was ich, nachdem ich es entdeckt hatte, zunächst gar nicht und dann tatsächlich Onanieren und nicht Wichsen oder Runterholen nannte, an das Vergewaltigen von Indianersquaws dachte.

Ich glaube, daß jetzt die Bänder in meinen Knien reißen werden, ich weiß nicht, warum ich nicht aufstehe und rausgehe und heimfahre. Ich überlege kurz, wo genau ich hinfahren würde, wenn ich heimführe, und bleibe sitzen. Ich glaube nicht, daß ich die Schmerzen auch nur eine weitere Sekunde ertragen werde, und plötzlich tut gar nichts mehr weh. Mein Körper ist unglaublich leicht und schwer, beides zugleich. Meine Schultern fallen so locker herab, ich wußte gar nicht, daß sie so locker herabfallen können. Mein Rücken ist ganz außerordentlich lang, ich glaube, ich berühre mit dem Kopf die Decke. Meine Hände, die in Meditationshaltung am Bauchnabel liegen, sind voll von einer Energie, die ich noch nie in ihnen gespürt habe und von der ich nicht weiß, was ich mit ihr anfangen soll. Ich fange nichts an, ich sitze ganz still und würde gern schreien vor Freude, ich will meine Eltern umarmen und irgend jemandem danken und jemanden wissen lassen, wie glücklich ich bin und wie schön ich das Leben finde und daß ich jetzt alles verstehe und daß ich glaube, daß ich womöglich erleuchtet bin. Aber dann erinnere ich mich, wie Arndt vor meiner Abfahrt sagte, wir Europäer bräuchten uns nicht einzubilden, wir könnten die asiatischen Meditationspraktiken jemals wirklich begreifen, und mir geht auf, wie lächerlich es ist zu glauben, ich könnte erleuchtet sein, und daß ich erst seit vier Tagen meditiere und daß ich bloß nie jemandem sagen sollte, was ich gerade gedacht habe. Ich überlege, wie ich jemals jemandem erzählen soll, was ich gerade erlebe, und mir fällt ein, daß ich nicht nachdenken soll während des Sitzens, und daß man das, was während der Meditation geschieht, nicht erzählen kann, weil es jenseits der Sprache geschieht. Ich konzentriere mich

auf meinen Atem und auf das, was jenseits der Sprache in mir geschieht.

· Es geschieht eine Menge. Alles bewegt sich. Ich starre darauf, mit dem inneren Auge. Es ist wie Kino. Plötzlich beginnt ein Film, der davon handelt, was meiner dritten großen Liebe geschehen ist, und was so schrecklich ist, daß ich nicht weiß, wie ich es sagen soll, und wovon sie selber nicht weiß, wie sie es sagen soll, sie weiß nicht einmal, wie es geschehen konnte oder warum. Ich bekomme Angst, daß dieser Film nicht alles ist, und daß das, was die Zukunft bringt, vielleicht noch viel schlimmer wird.

Als die Klangschale geschlagen wird und die Leute das Dojo verlassen, bleibe ich sitzen. Ich warte, bis alle draußen sind. Dann kippe ich im Zeitlupentempo um. Ich liege auf den Bastmatten. In den Ecken des Dojos sammelt sich die Dämmerung, und ich muß daran denken, wie meine Mutter immer sagte: »Vor allem in den Ecken muß man saugen, denn aus den Ecken kriecht der Dreck.« Es ist ganz still.

FIAT

»Erzähl mir was«, sagte meine erste große Liebe, als wir den halben Weg auf den Berg, der hinter dem Haus ihrer Eltern stand, schweigend zurückgelegt hatten, wobei sie immer wieder dem Hund Stöckchen warf und ich Kiefernzapfen, die wir Hutzeln nannten, vor mir herkickte und daran dachte, wie meine Brüder und ich und die Kinder vom Dorf uns früher Hutzelschlachten geliefert hatten: Wir verschanzten uns hinter Baumstämmen, gaben immer wieder für Sekunden die Deckung auf und warfen Hutzeln, die wir vom Waldboden auflasen oder aus den Hosentaschen zogen, in die wir sie vor der Schlacht hineingestopft hatten, so fest wie möglich auf den Gegner, und zwar, was gut ging, weil die Hutzelschlachten im Sommer stattfanden, auf die ungeschützten Beine. Wenn die Hutzeln die Beine verfehlten und das Gesicht trafen, waren wir auch zufrieden, sofern wir diejenigen waren, die geworfen hatten.

Mir fiel ein, daß wir verschiedene Arten des Hutzelwerfens kannten, nämlich den kräftigen, gezielten Wurf einer einzelnen Hutzeln, aus guter Deckung oder unbemerkter Position heraus, und, bei Sturmangriffen oder in Situationen der Verzweiflung, den Streuwurf, der darin bestand, möglichst beidhändig möglichst viele Hutzeln zugleich auf den Gegner zu schleudern.

Ich dachte daran, wie Franzl und ich uns einmal eine Hutzelschlacht lieferten, bei der wir uns hinter zwei Kiefern ver-

schanzt hielten, um abwechselnd für Sekunden die eigene Deckung aufzugeben und die des andern, also den Baumstamm, mittels der Einzelhutzelnwurftechnik zu traktieren, was eine Weile so hin und her ging, bis Franzl plötzlich lachend hinter seinem Stamm hervortrat und auf mich zukam. »Was gibt's da zu lachen«, schrie ich und bombardierte ihn mit aller Kraft, so daß ihn drei Hutzeln trafen. Die erste knapp oberhalb der Hände, die er sich wie ein Boxer vors Gesicht hielt und in denen er, das konnte ich sehen, eine ganze Ladung Hutzeln hielt. Die zweite traf seine Geschlechtsteile, die ich damals nicht Schwanz und Sack, auch nicht Genitalien und schon gar nicht Geschlechtsteile, sondern immer und einheitlich Eier nannte, was wohltuend einfach und praktisch war.

Die dritte Hutzeln traf ihn am Knie, und dann hatte ich keine Hutzeln mehr. Franzl kam lachend auf mich zu. Ich bückte mich und griff mit beiden Händen in den Waldboden. Er hatte mich erreicht und schleuderte mir lachend eine Hutzeln nach der anderen entgegen. Die erste traf mich am Schlüsselbein, die zweite an der Hand und die dritte am Auge, so daß ich mit einem Schrei zu Boden ging, im Liegen aber noch alles, was mir zwischen die Finger gekommen war, also hauptsächlich Erde und trockene Kiefernnadeln, Franzl entgegenschleuderte. Im nächsten Moment stand er lachend über mir und feuerte mit schnellen, festen Würfeln seine restliche Munition auf mich ab, auf die Beine, auf den Bauch und auf die Arme, die ich mir vors Gesicht hielt wie ein Boxer. Als ich mich schließlich einrollte und auf die Seite drehte, traf mich die letzte Hutzeln am Ohr. Ich hörte ein Dröhnen, und als das Dröhnen verschwand, spürte ich

einen Schmerz am Ohr, als hätte jemand ein Stück davon abgebissen. Franzls Munition war verbraucht, ich war geschlagen, er lief davon, und während er davonlief, lachte er.

»Erzähl mir mal was«, wiederholte meine erste große Liebe, und wie immer, wenn sie das wollte, fiel mir erst einmal gar nichts mehr ein. Also fragte ich: »Was denn?«, und sie sagte: »Irgendein Problem, das du hast.«

»Ich habe aber gar kein Problem.«

»Wie bitte?« lachte sie, »du hast doch, seit ich dich kenne, immer irgendein Problem gehabt.«

»Das liegt an meiner Kindheit.«

»Was war denn an deiner Kindheit so schlimm?«

»Nichts«, sagte ich, und dann passierte das, was immer geschah, wenn sie oft genug fragte. Ich begann, von den Dingen zu reden, die passiert waren und an die ich unentwegt denken mußte, ohne etwas zu sagen, bis jemand sagte: »Erzähl mir mal was.« Und ich erzählte ihr, wie ich nach Hause kam, nachdem Franzl und ich uns die Zweimann-Hutzelschlacht geliefert hatten, und wie die ganze Familie schon am Mittagstisch saß, auch Franzl, mit gewaschenen Händen und diesem vollkommen ausdruckslosen Gesicht, das er beim Mittagessen immer machte, weil er versuchte, unsichtbar zu sein. Er versuchte, unsichtbar zu sein, keine Geräusche zu machen, weder beim Schneiden noch beim Kauen noch beim Schlucken, und vor allem versuchte er, keinen Geruch auszuströmen, weil meine Mutter seinen Körpergeruch nicht leiden konnte, was er wußte, denn sie hatte gesagt, sie könne ihn buchstäblich nicht riechen und daß es ihr zum ersten Mal in ihrem ganzen Leben passiere, daß sie jemanden buchstäblich nicht riechen könne. Ich

glaube nicht, daß er verstand, was dieses »buchstäblich« genau bedeutete, aber was das, was sie sagte, im großen und ganzen bedeutete, das, glaube ich, verstand er sehr gut.

»Und was hast *du* dann gemacht?« wollte meine erste große Liebe wissen.

»Wann?«

»Na, um dem Franzl zu helfen, wenn er solche Angst vor deiner Mutter hatte.«

»Nichts«, sagte ich, »ich fand ihn beschissen, wenn er so angsthasig war.« Und ich erzählte ihr, wie ich ihm am Nachmittag als Rache für die Hutzel, die er mir aufs Ohr geschmissen hatte, auf dem Busplatz unseres Dorfes, das eine Sackgasse im Wald ist, vor allen Kindern mit der Faust ins Gesicht geschlagen hatte. Ich schlug erst mit der rechten Faust zu und dann mit der linken. Er schubste mich ein wenig zurück, und ich schlug ihm auf die Augen, erst aufs linke, dann aufs rechte, und dann schlug ich ihm solange mit der Faust auf die Nase, bis das Blut herausgelaufen kam. Ich erklärte ihr, daß er sich nicht wehrte, weil er genau wußte, daß meine Mutter nicht auf seiner Seite war, und was sie mit ihm machen würde, wenn statt ihm ich mit einer blutigen Nase nach Hause käme.

»Ich meine«, sagte sie, »hast du denn nie versucht, ihm zu helfen?«

»Doch! Wir haben ja zusammen ein Zimmer gehabt und ein Etagenbett. Da redet man natürlich abends viel. Und auf irgendeine Weise war er ja doch mein Bruder, irgendwie.«

Und während ich davon sprach, wie ich manchmal versuchte, Franzl zu helfen, indem ich ihm riet, sich nicht einschüchtern zu lassen, mußte ich an meinen Freund Frank

denken, den sein Vater so schlug, daß sich danach die Umrisse der Finger weiß auf Franks Oberschenkeln abzeichneten, und wie wir zusammen Fluchtpläne für ihn schmiedeten, und wie ich völlig aus dem Häuschen geriet, als er mir sagte, er besäße da so eine Briefmarke, die vierzigtausend Mark wert sei. Ich sagte, er müsse sie sofort verkaufen. Ein paar Tage lang war ich völlig fertig, weil ich nicht verstand, weshalb er sich nicht das Geld holte und von zu Hause floh, und dann sagte er mir, das mit der Briefmarke sei nur ein Scherz gewesen.

Einige Monate später prügelten Frank und ich uns in Polen, wohin wir zusammen mit Dieter gefahren waren, in einem Polski Fiat, weil er mich schon wieder verarscht hatte, indem er erzählte, der älteste der Besucher dürfe nach polnischer Sitte mit der hübschesten Tochter der Gastgeber in einem Bett schlafen, und weil ich es nicht ertrug, wenn er mich verarschte, wenn es um ernste Dinge ging. Wir prügelten uns auf der Rückbank, und der Polski Fiat schaukelte wie das Ruderboot im Video zu Nick Caves Weeping Song, auch wenn es das Video damals noch gar nicht gab, und auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob das Boot in dem Video wirklich schaukelt, und wenn, ob es so sehr schaukelt wie der Polski Fiat es tat, damals, als wir uns in ihm schlugen.

LITTI

»Er ist ein verdammt guter Techniker. Unser Dribbelkünstler«, sagte Josef zu Herrn Kühn, dem Trainer, an dem Tag, an dem er mich ins C-Jugend-Training mitnahm, und er hatte vollkommen recht, denn auf dem Bolzplatz in unserem Dorf wurde ich Litti genannt. Besonders, wenn ich meine blau-weißen Schweißbänder um die Handgelenke trug, die mir meine große Schwester zum Geburtstag geschenkt hatte. Ich glaubte, die Schweißbänder würden auf irgendeine Weise, vielleicht indem sie eine ins Frottee eingeriebene Substanz absonderten, die dann in die Hautporen eindringe und sich verteilte, den Körper vom Schwitzen abhalten, weshalb ich nach einigen Tagen, an denen ich meine neuen Schweißbänder auf dem Bolzplatz getragen hatte, zu meiner Schwester meinte: »Also diese Schweißbänder sind wirklich toll – man schwitzt gleich viel weniger mit denen«, worauf sie lachte und sagte: »So'n Quatsch, die fangen doch bloß den Schweiß auf, der die Arme runterläuft. Eigentlich brauchen so was nur Tennisspieler, sonst rutscht ihnen mitten im Spiel der Schläger aus der Hand. Und du bräuchtest nicht einmal als Tennisspieler welche, weil du sowieso noch nicht so schwitzt.« »O doch«, sagte ich, »ich schwitze schon ganz schön«, und sie sagte: »Ich hab sie dir trotzdem geschenkt, weil du so cool damit aussiehst.«

Womöglich war es das erste Mal, daß ich das Wort cool hörte, ich weiß nicht, ob ich geil da schon kannte, jedenfalls